

Ursula „Ull“ Freifrau von Stackelberg
geb. Edle von Rennenkampff

Tochter des Burendoktors
aus dem Hause Groß Ruhde
erzählt zu Pfingsten 1984 aus ihrer Kindheit

Mein Vater Karl studierte in Dorpat Medizin und verweilte bis 1898 als Assistent an der dortigen Hospital- und Poliklinik. Danach hielt er sich kurze Zeit in Königsberg auf und arbeitete dann im Alexander-Hospital in St. Petersburg. Von 1900-1902 nahm er als freiwilliger Arzt der russisch-holländischen Ambulanz am Burenkrieg teil. 1904 promovierte er zum Dr. med. und war anschließend Chefarzt des russisch-holländischen Feldlazarettes im russisch-japanischen Krieg.

Als sein Bruder Paul plötzlich am 26. April 1902 im Alter von nur fünfunddreißig Jahren starb, erbte mein Vater unverhofft das Gut Goß Ruhde. Seit 1905 praktizierte mein Vater in dem Ort Leal in Estland, eher ein Marktfleck als eine Stadt, und war gleichzeitig Landwirt auf den Gütern Layküll und Groß Ruhde. Die Zarin Elisabeth I. hatte Groß Ruhde unserem Vorfahr Jakob Gustav Edler von Rennenkampff im Jahre 1760 zum Dank für seine Verdienste, die er sich um die Krone des russischen Reiches erworben hatte, verliehen. Hier hatten nun Vaters Mutter und seine beiden älteren Schwestern Kitty, von der wir noch hören werden, und Cossé, die später Priorin des Stiftes Finn wurde, Wohnrecht. Sie lebten aber nur im Sommer auf dem kleinen Gut, auf dem es keine ausgesprochenen Kutschpferde gab, mit denen die Damen hätten ausfahren können; die übrige Jahreszeit verbrachten sie in der Stadtwohnung. So blieb Goß Ruhde im Winter unbewohnt, weil unsere Familie, mein Vater, meine Mutter Maria Magdalena geb. von Sivers, mein um ein Jahr älterer Bruder Ghert und ich auf dem fünf Kilometer entfernten Gut Layküll wohnten. Dieses Gut hatte Vater um 1900 dazugekauft, weil er glaubte, daß Groß Ruhde allein keine wirkliche Existenzgrundlage bildete.

Mein Vater war von der estnischen Landesverwaltung als Arzt für weiß Gott für einen großen Bezirk, das kann ich heute nicht mehr sagen, eingesetzt worden. So ritt oder fuhr er täglich oder fast jeden Tag zu den Patienten, die ihn in seiner Praxis nicht aufsuchen konnten. Von unserer Gutseinfahrt aus führte die große Straße zur einen Seite nach Hapsal, zur anderen nach Reval und zur vierzig Kilometer entfernten Bahnstation.

Zum Gut Layküll gehörten große Moorgebiete, die mein Vater hatte urbar machen lassen. Zur Bewirtschaftung dieser Flächen besaß Vater einige Ochsen, da Pferde für diese Böden ungeeignet sind. Pferde- und Kuhställe und die daran anschließenden Koppeln spielten in meiner Kindheit eine große Rolle. Ganz besonders liebte ich unseren Stier, mein erster Gang führte meist dorthin. Er wurde eingespannt, um das Futter für die Kühe in den Ställen zu holen, denn Traktoren gab es damals noch nicht. Mein Vater glaubte, daß sich ein Stier verträglicher gegenüber den Menschen verhält, wenn er Umgang mit ihnen hat und eingespannt wird. Trotzdem mußte der Mann, der mit dem Stier arbeitete, festen Halt haben, denn ein Stier ist ja kein zuverlässiges Tier.

Zum Gut gehörten außerdem eine Schmiede und eine Wagnerei, denn bis zum nächsten Wagner war es viel zu weit. Hühnerstall und Waschküche durften natürlich auch nicht fehlen. Die Waschküche befand sich niemals im Haupthaus, weil zu jener Zeit viel mit Holz geheizt wurde. Da die Frauen nicht sehr aufmerksam waren, hätte das Wohnhaus leicht abbrennen können, außerdem machten sie einen heillosten Dampf. Wir Kinder, besonders mein Bruder, schlichen gerne zur Waschküche, um die Tür von außen zu verschließen. Wir warteten dann gespannt, bis die im Dampf eingesperrten, fürchterlich schimpfenden Frauen wieder befreit wurden. Wir Kindern hatten uns natürlich längst in Sicherheit gebracht.

Ganz in der Nähe lag ein wunderschöner Froschteich. Das Quaken der vielen Frösche war uns immer eine große Freude. Hier stand auch eine Hecke mit Haselnüssen, die uns zu Weihnachten gut schmeckten. Dahinter befand sich der neue Gemüsegarten mit seinen Beeten. Zu unserem Kinderspielplatz führte eine Lindenallee, an der standen Holzbänke, die zum Verweilen einluden. In einem der Bäume nistete eine Eule, vor der wir Kinder einen heillosten Respekt hatten. Sie nahm jedem, der auf diesem Wege zum Haus ging, die Mütze oder den Hut ab. Hatte man nichts auf dem Kopf, konnte es noch unangenehmer werden. Mein Vater ging ab und zu dorthin, um nachzusehen, wie groß die Jungen schon waren. Aber dies Unterfangen war mit Gefahr verbunden, und wir Kinder blieben schon am Anfang der Allee gebannt stehen.

Leider habe ich nur noch wenige Bilder vom Wohnhaus in Groß Ruhde und in Layküll. Wir besaßen jeder ein Kinderzimmer, die Eltern schliefen im Zimmer hinter der Veranda. Hinter dem großen Vorzimmer lag das Schreibzimmer meines Vaters.

Auf einem Bild sitzen die alten Tanten, Großmutter und ihre beiden Töchter, also die Mutter und die Schwestern meines Vaters, vor dem Haus auf der schattigen Veranda.

Meine Schwester Barbara, Ba genannt, war viele Jahre später noch einmal auf Groß Ruhde, als alles schon halb verfallen war. Nach der Enteignung wurde das Gutshaus hier geteilt, ein Stück vom Gutshaus gehörte dem einen und ein anderer Teil dem anderen. Ja, wer sorgte da schon für das alte Herrenhaus? Jeder hatte Angst, daß er zu viel für den anderen in Ordnung hielt!

Die Aufsicht über meinen Bruder Ghert und mich hatte das estnische Kindermädchen Pauline. Sie war von einer Familie zur anderen gereicht worden und inzwischen sehr alt und steif geworden. So konnten wir nach den ausgeführten Streichen unter den großen Tisch flüchten, ohne daß sie unser habhaft wurde, weil sie nicht hinter uns herkriechen konnte. Ich erinnere mich noch, daß sie uns einmal auf der anderen Seite herausgelockt hat, und wir auf diese Weise in die Falle gingen.

Meine Mutter starb an ihrem achten Hochzeitstag im Januar 1913, vor dem ersten Weltkrieg, ich war gerade sieben Jahre alt. Mein Vater heiratete 1920 in Dorpat die vierunddreißigjährige Olga Karoline von Magnus.

Über die Todesursache gab mir mein Vater auch später keine Auskunft. Über die gemeinsam mit meiner Mutter verbrachten Jahre hat er nie erzählt und wollte auch nicht an sie erinnert werden. Er war acht Jahre mit ihr verheiratet, und ich glaube, es waren die glücklichsten seines Lebens.

Vor dieser Ehe hatte er schon den verlustreichen Burenkrieg und den gausamen russisch-japanischen Krieg miterlebt. Er heiratete dann im Januar 1905 und verbrachte mit uns die folgende, friedliche Zeit als Familienvater, Landarzt und Landwirt in Layküll.

1914, ein Jahr nach dem plötzlichen Tod meiner Mutter, wurde mein Vater wieder als Chefarzt der Frontkolonne des Feldlazarettes eingezogen.

Wir, meine Schwester Ba und ich, mußten unsere gewohnte Umgebung verlassen und kamen zu von Sivers nach Alt-Kusthof, zu Vetter Rolf und Cousine Lottchen. Was hätte mein Vater für uns besseres tun können? So wurden wir von Pflegevater und Pflegemutter gemeinsam mit den eigenen Kindern erzogen. Wir gehörten zur Familie. Meine Schwester Ba war noch so klein, sie war 1909 in Leal geboren, daß sie noch Jahre brauchte, um zu begreifen, daß sie kein Geschwisterchen von Sivers Kindern war.

Alt-Kusthof besaß auf der Südseite eine große Terrasse. Auf den Wegen davor verbrachten wir Kinder die sommerlichen Abende vor allen Dingen mit Ballfangspielen. Das war für uns wunderschön. Die Erwachsenen saßen im Sommer auf der schattigen Seite der Veranda oder bei kühlem Wetter im Herbst und Winter im Kaminzimmer. Vor dem Haus stand eine riesige, alte Edeltanne, in deren Spitze sich Rolf und Schwester Ba ein Baumhaus eingerichtet hatten.

Neben dem Herrenhaus lagen auf der einen Seite die Ställe für Fahr- und Kutschpferde, auf der anderen die Ställe für die Stuten mit ihren Fohlen und den Hengsten, außerdem die Reithalle, in der auch die Pferdepfleger wohnten. Es schloß sich der Hundezwinger für die Jagdhunde und die Scheune für die Maschinen an, gefolgt von Jungvieh-, Kuh- und Schafstall und Misthaufen.

Als ich neun Jahre alt wurde, bekamen wir Mädchen ein altes Arbeitspferd zum Reiten geschenkt. Es war zwanzig Jahre alt und hatte seinen eigenen Kopf. Uns Mädchen gelang es trotzdem, dorthin zu reiten, wohin wir wollten. Aber als Rolf sich auf das Pferd setzte und losritt, bestieg das Tier mit ihm den Misthaufen und Rolf konnte nichts weiter tun, als dort oben als Reiterstandbild zu verweilen. Ohne Spott und Hohn ging das natürlich nicht ab, und Rolf ist erst drei Jahre später wieder auf ein Pferd gestiegen. Wenn wir Mädchen ausritten, versuchten die Buben unser Pferd zu erschrecken, indem sie mit lautem Gebrüll aus irgend einem Gebüsch sprangen. Das gutmütige Pferd trabte aber an ihnen vorbei, als wenn nichts geschehen wäre. Später haben wir uns eingebildet, daß wir das Pferd dressieren könnten, mit uns über einen Graben zu springen. Aber es war anderer Meinung, es setzte zuerst mit den Vorderfüßen über und zog dann langsam die Hinterbeine nach. Trotzdem waren wir sehr stolz, daß wir es besaßen. Wir konnten es selbst satteln und einspannen. Allein durften wir allerdings nicht spazierenfahren, weil

damals die Pferde noch sehr autoscheu waren. Es gab ja kaum eins, erst ab 1918 wurden sie langsam zahlreicher.

Zum Essen mußten wir immer pünktlichst zu Hause sein, nicht nur das, auch sauber mit gewaschenen Händen. Wehe dem, der das nicht tat! Wenn wir barfuß unterwegs gewesen waren, mußten wir natürlich auch unsere Füße gewaschen haben. Wir empfanden sie meist als sauber, aber die Erwachsenen waren oft anderer Meinung. Wir Mädchen hatten lange Haare, der Zopf reichte bis zum Rock. Am Sonntag mußten wir die Haare offen tragen, damit wir zur Feier des Tages besonders schön aussahen. Und dann fiel uns ein, auf die große Edeltanne vor dem Hause zu klettern, mit langem, offenem Haar und weißem Rock. Das war nicht im Sinn der Eltern. Der Sonntag war für uns in dieser Beziehung nicht sehr gut, wir schätzten ihn nicht sehr. Außerdem hatten wir nicht unsere Reithosen an, sondern sollten im Rock im Damensitz reiten. Wir ritten im Herrensitz, obwohl der Rock nicht sehr lang war. Der am Sonntagmorgen noch weiße Rock war am Abend jedenfalls nicht mehr weiß. Wenn wir Bescheid gaben, durften wir reiten, wohin wir wollten. Ich muß sagen, wir Kinder haben eine sorgenfreie, glückliche Zeit bei den Sivers verbracht.

Zum Hauptgut Alt-Kusthof gehörten drei Beigüter: Augusten, Kytti und Törrast. In Törrast standen die jungen Pferde, in Kytti stand das Jungvieh und lag der See, in dem wir herrlich baden konnten. Er wurde im Herbst abgefischt, das war für uns immer ein sehr aufregendes Ereignis. Im Sommer spannten wir Mädchen jeden Tag unser Pferd ein und fuhren nach Kytti zum Schwimmen. Dort stand für uns Mädchen eine Badehütte zum Umkleiden, die Buben zogen sich hinter der Hütte um. Zusammen baden unter der Aufsicht Erwachsener durften wir schon, so fortschrittlich war man auf dem Lande. So ganz gegen die damaligen Sitten durfte man ja nicht verstoßen. Die städtische Verwandtschaft war häufig über unser Benehmen, unsere Sitten und unsere Erziehung entsetzt. Ich kann mich noch an eine meiner Tanten erinnern, die empört war, daß wir mit unserer Hauslehrerin, die uns, nachdem wir das zehnte Lebensjahr erreicht hatten, französisch unterrichtete, nicht auch in der Freizeit französisch sprachen.

Wir wurden im Herrenhaus unterrichtet, da wir nicht täglich in die siebzehn Kilometer entfernte Schule fahren konnten. Auf anderen Gütern war es üblich, sich französisch zu unterhalten, wir durften Gott sei Dank deutsch sprechen. Meine Tante war in vielen Dingen freier als andere Erwachsene, und dadurch hatten wir eine sehr glückliche Kindheit. Mit zwei Schülerinnen konnte die Lehrerin den Lehrstoff viel schneller durchnehmen, wir mußten aber auch konzentrierter lernen. Zuerst hatten wir vier Stunden Unterricht, später nur drei Stunden täglich in deutsch, französisch, rechnen und russisch. Letzteres war verheerend, aber es wurde bei uns auch nicht viel Wert darauf gelegt, es war nur eine Verbeugung vor der Regierung. Nach der Russifizierung mußten wir auf den Straßen in der Stadt russisch sprechen. Da wir weder gut russisch sprechen konnten, noch wollten, durften wir während der Kriegszeiten kaum einmal mit in die Stadt. Ab und zu wurden wir mitgenommen und ermahnt, ja nicht laut auf der Straße zu sprechen, denn wir waren ja kein städtisches Benehmen gewöhnt, zu Hause konnten wir den ganzen Tag schreien so laut wir wollten. Nur im Hause sollten wir ruhig sein.

Wir hatten manchmal ein ziemlich unzivilisiertes Benehmen, das muß ich zugeben. Ich erinnere mich noch, daß wir uns einmal mit unserer Hauslehrerin in der Stadt aufhielten. Nun muß ich vorher einfügen, daß sich die deutschen Damen nicht parfümierten, das war zu jener Zeit nur bei den Russinnen üblich. Da wir ja nun russifiziert worden waren und uns die Russen nie in Ruhe ließen, konnten wir sie nicht leiden. Die Erwachsenen haben uns nicht viel zu sagen brauchen, wir Kinder merkten auch so, wie wenig russenfreundlich die Stimmung war. So gingen wir nun mit der Lehrerin auf der Straße, und es kam uns eine duftende Person entgegen. Meine Cousine und ich riefen zugleich: „Das ist eine Straßendame, das ist eine Straßendame!“ Unsere Lehrerin war voller Entsetzen, erstens, weil wir deutsch gesprochen hatten, zweitens, weil unser Ausruf nicht gerade freundlich war.

Ein anderes Mal besuchte meine Pflegemutter mit uns Kindern ihre ehemalige Französisch-Lehrerin in der Stadt, mit der sie befreundet war. Ebenfalls zugegen waren die vier Schwestern v. Walther, und wir verärgerten alle. Begeistert, einmal uns Kinder um sich zu haben, hatten sie uns aus der städtischen Bäckerei Gebäck mitgebracht. Wir begannen zu essen, ja zu fressen, wir stopften alles schnell in uns hinein, so daß eine der Tanten loslaufen mußte, um Nachschub zu holen. Aus der nahegelegenen Bäckerei zurückgekehrt, wurde der Korb wieder aufgefüllt. Wir Kinder aßen vergnügt weiter, da die Tanten uns dazu höflich aufforderten, aber sie machten schon große Augen. Wir merkten natürlich auch, daß die Erwachsenen nicht sehr begeistert waren über diese ungehörige Gefräßigkeit.

Bis zum Herbst 1917 hatten wir, meine Schwester Ba, die Jakoba hieß, und die vier Kusthofschen Kinder im Gutshaus Unterricht.

Da mein Onkel die Güter nicht allein beaufsichtigen konnte, hatte er zwei Dänen als Verwalter eingestellt, weil in Dänemark die Landwirtschaft schon damals so vorbildlich entwickelt war. Der eine wohnte in Alt-Kusthof, so daß mein Onkel alles mit ihm besprechen konnte, zum Beispiel welche Pferde gekauft, welche Stiere verkauft werden sollten oder was getan werden mußte. Der andere Verwalter wohnte in Augusten, das viertausend Hektar groß war und etwa zweieinhalb Kilometer entfernt lag. Nach dort mußten täglich Dinge oder Nachrichten gebracht werden. Dies war für uns immer eine gute Gelegenheit hinzureiten, der eine ritt, der andere lief, und auf dem Rückweg wechselten wir uns ab.

Einmal hatte ich mit meiner Cousine verabredet, daß sie hin- und ich zurückreite. Doch als wir in Augusten die Nachricht überbracht hatten, sagte sie zu mir, daß sie gerne wissen möchte, wie lange ich für den Rückweg brauche. So lief ich auch die zweieinhalb Kilometer zurück nach Hause. Ich benötigte gut fünfzehn Minuten nach meiner Uhr, eine Stoppuhr gab es damals noch nicht. Wir liefen als Kinder den ganzen Tag, auch wenn wir mit den Eltern spazieren gehen sollten, auf diese Weise kam man aus ihrer Nähe und brauchte sich nicht so brav zu verhalten.

Meinen Bruder Ghert hat mein Vater ja leider nicht nach Kusthof gegeben, weil er sich vorgestellt hatte, daß er zusammen mit einem gleichaltrigen Buben erzogen werden muß. Aber das gelang ihm nicht, denn mein Bruder war von klein auf ein Einzelgänger und Sonderling, der ganz anderen Interessen nachging als Gleichaltrige. Er las lieber Geschichtsbücher oder Bücher über Architektur. Für Kinderspiele war er nicht geschickt genug. Wenn ich mich mit meinem Bruder raufte, war ich ihm überlegen. Muttersöhnchen konnte ich später in der Schule nicht leiden, die habe ich häufiger verprügelt. Ich habe sie so lange gereizt, bis es zur einer Rauferei kam. Ja, ich war eben ein Mädchen, das auf dem Lande aufgewachsen war, das in Bäumen kletterte und gerne Lauf- und Wurfspiele mitmachte.

Auf Alt-Kusthof gab es auch einen Tennisplatz, dort hatte meine Mutter, die jüngste Tochter, gerne gespielt. Leider mußte der Platz unbrauchbar gemacht werden, weil die Russen befürchteten, daß deutsche Flugzeuge dort landen könnten. Wer dieser Anordnung nicht nachkam, wurde nach Sibirien geschickt. Viele wurden dorthin transportiert, ohne jemals den Grund zu erfahren. Sie wurden von mißgünstigen Menschen bei der Polizei angezeigt, zum Beispiel mit der Begründung, sie hätten einem deutschen Flugzeug zugewinkt. Dabei gab es im ersten Weltkrieg gar nicht so viele Flugzeuge, die über uns hinweg flogen. Verschiedene Verwandte sind auf diese Weise nach Sibirien gelangt.

Auch Eduard von Stackelberg, ein Vetter meines Vaters, wurde nach Sibirien verschickt. Er nahm seine Frau gleich mit und ließ ein Jahr später seine beiden Töchter Gitta und Isa, siebzehn- und achtzehnjährig, nachkommen. Isa, meine Freundin, hat mir später viel von dieser Reise im Winter erzählt. Mit der Bahn fuhren sie nach Irkutsk und dann ging es mit dem Schlitten weiter am Jenissej entlang über zweihundert oder dreihundert Kilometer. Sie kamen wohlbehalten bei ihren Eltern an und verlebten zwei ereignisreiche Jahre in Sibirien. Auch Traugott von Stackelberg, der gerade Medizin studierte, wurde verbannt. So mußte er als Halbstudierter in Sibirien Arzt spielen.

Weder mein Vater noch mein Onkel wurden verschickt. Mein Vater war ja als Arzt im Krieg und genoß mit seinem Beruf größere Sicherheit, er wurde gebraucht.

Die nächsten Nachbarn hießen Kampe, die nur im Sommer auf ihrem etwa fünf Kilometer entfernten Gut lebten, und Rewolth, die zehn Kilometer weit weg wohnten. Nach Dorpat mußte man siebzehn Kilometer zurücklegen, dort befand sich die nächste Bahnstation für Kusthof. Sehr überlaufen war die Umgebung nicht. Rappin, wo meine Stiefmutter lebte, die mein Vater nach dem ersten Weltkrieg 1920 geheiratet hatte, lag siebenundsiebzig Kilometer von Dorpat entfernt. Sie fuhr nicht zu ihrer vierzig Kilometer entfernten Bahnstation, weil sie dann noch einen halben Tag mit der Bahn fahren mußte. Sie legte die gesamte Strecke nach Dorpat mit der Kutsche zurück. Ich empfand es immer als herrlich und interessant, mit Kutsche und Pferd die vielen Kilometer zu reisen, wenn ich sie besuchen durfte.

Mein Bruder Ghert wurde nach dem Tode meiner Mutter überall herumgereicht. Nirgends paßte er so richtig hin. Schließlich ist er bei meiner Großmutter gestrandet und in Dorpat zur Schule gegangen. Hier hatte er den gleichaltrigen Wolfgang Sivers zum Freund, der ähnliche Interessen hatte. In den Ferien besuchte Ghert uns auf dem Gut.

Wolgangs Mutter, Tante Juliette, hatte die Angewohnheit, daß sie beim Handkuß von uns Kindern ihre Hand wegzog. Aber kurz bevor wir unsere Bemühungen aufgaben bekamen wir einen Klaps auf dem Mund. Wir Kinder waren natürlich nicht sonderlich begeistert, dieser Frau die Hand küssen zu müssen. Auch sonst war sie nicht sehr beliebt. Ihr Mann war viel älter als sie, und er hat sie nur geheiratet, um sie endlich loszuwerden. Denn wo er auch immer hinfuhr, selbst nach Italien, Tante Juliette war schon da. Saß er im Hotel an einem Tisch, erschien sie und setzte sich dazu. Darauf hat er sie geheiratet. Sie war endlich Gutsfrau, er konnte nun allein verreisen, und sie blieb gerne zurück.

Nach dem Tod von Onkel Pi, wie er genannt wurde wegen seiner langen Beine und seinem kurzen Oberkörper, wurde ein anderer Onkel Vormund der Kinder. Dies tat er uns Kindern zuliebe. Treffpunkt in der Stadt war immer bei meiner Großmutter, und wenn Tante Juliette eintraf, stand mein Onkel auf und verabschiedete sich von seiner Mutter mit den Worten: „Ich kann nicht länger bleiben.“

Auch bei meiner Großmutter standen immer Kekse auf dem Tisch, und so unzivilisiert wie wir Kinder waren, haben wir uns darauf gestürzt und sie alle gegessen.

In Dorpat gab es ein Lehrerinnenseminar, das sehr fortschrittlich war. Nach dieser Ausbildung kamen die jungen Lehrerinnen auf die Güter. Wir bekamen im ersten Jahr auf Kusthof eine Dame, die Fräulein Barke hieß. Ich war wohl sehr zappelig, denn sie ermahnte mich häufig mit den Worten: „Sitz doch endlich einmal still!“ Ich mochte sie nicht leiden, es war ein schreckliches Weib. Nach einem Jahr Schule bei ihr kam sie aus den Ferien nicht mehr zu uns nach Kusthof zurück. Wir sind daraufhin in die Nähe von Dorpat auf das Gut Rubkoj gefahren, das der Schwester meiner Pflegemutter gehörte. Dort waren am gleichen Tag zwei unbekannte junge Damen anwesend. Wir spielten mit den dortigen Kindern im großen Saal und wurden von ihnen beaufsichtigt. Die eine spielte sogar mit uns und war so lustig, daß es uns eine Freude war. Als wir uns abends verabschieden mußten, fragte uns die Tante, welche von den beiden uns besser gefallen hätte. Wir suchten uns natürlich die Lustige aus und diese wurde danach für uns eingestellt. Wir Kinder hatten uns also unsere künftige Lehrerin ausgesucht und bei ihr später einen sehr anschaulichen Unterricht gehabt, denn sie verstand es, in uns Wißbegier für viele Dinge zu wecken.

Um Kusthof erkennt man besonders gut die Moränenlandschaft Estlands. Deshalb standen wir auf dem obersten Balkon des Herrenhauses, von dem wir einen weiten Blick über das hügelige Land hatten. Dort oben unterrichtete sie und erklärte uns die Vergletscherung und den Rückgang des Eises. Ein anderes Mal fuhren wir mit ihr an die See zum estländischen Glint, einem Steilhang, der durch Abbruch zum Meer während der Eiszeit entstanden war. An diesem markanten Abbruch konnten wir ganz deutlich die

einzelnen Schichten der Ablagerungen erkennen, die sie uns erklärte. Das war für uns lebendiger Unterricht. Die Hauslehrerin blieb auch noch bei uns, als wir später in Dorpat in die Schule gingen.

In den Hauptstraßen Dorpats sind die Bürgersteige mit großen Steinplatten aus der Jurazeit verlegt worden, und die versteinerten Ammoniten waren gut zu erkennen. So war der Weg in die Schule sehr interessant, wir besahen uns mal diese und mal jene Platte. Auf diese Weise kamen wir Kinder nicht sehr schnell vorwärts. Aber allmählich kannten wir sie alle. Im Deutschunterricht bemühte sich unsere Hauslehrerin, daß sie mit uns Lehrstoff durchnahm, der uns begeisterte. Der war natürlich für zwei Mädchen leichter zu finden als für eine ganze Klasse. Sie kannte unseren Geschmack, sie wußte um unsere Interessen, wir liebten Tiergeschichten. Für den Rechenunterricht konnten wir nicht begeistert werden, das blieb immer gleich. Außerdem hatten wir das gräßlichste Rechenlehrbuch, das man nur haben kann. Wir mußten die russischen Gewichte und Maßeinheiten lernen, und die sind zum Verzweifeln. Da ist ja nichts vernünftig, weder ein Zwölfer- noch ein Zehner-System gibt es.

Bis zur russischen Revolution galt bei uns der alte, Julianische Kalender, danach wurde der neue, Gregorianische Kalender eingeführt. Wir feierten Weihnachten dreizehn Tage später. Ich bin nach russischem Kalender am 4. Dezember und nach heutigem am 17. Dezember 1906 zur Welt gekommen. Wegen dieses Zeitunterschiedes hatte ich große Schwierigkeiten als ich 1929 heiraten wollte, denn das konnte ja nicht die gleiche Person sein. Auch das Standesamt in Gauting bei München wußte nicht, welches Datum eingetragen werden mußte. Zu allem Unglück hatte man mein Geburtsdatum dann noch einmal um dreizehn Tage verschoben, und da ich auf drei verschiedenen Einwohnermeldeämtern gemeldet war, wurde das Aufgebot an drei verschiedenen Orten mit drei unterschiedlichen Daten ausgehängt. So entstand aus einer Person drei unterschiedliche Menschen, für einen Bürokraten war das eine unüberwindbare Schwierigkeit.

Nach der russischen Revolution 1917 war es unmöglich, auf dem Lande zu leben, weil hier Mord und Todschatz herrschten. In der Stadt war man etwas sicherer. Aus diesem Grunde zogen wir nach Dorpat und gingen dort auch zur Schule. Unsere Hauslehrerin kam mit uns, weil sie nicht mehr zurück nach Riga, wo sie zu Hause war, gelangen konnte. Die deutsch-russische Front lag bereits überall Rigas. Da in der Schule Lehrerinnen aus dem gleichen Seminar unterrichteten, hatten wir keine Schwierigkeiten, uns einzupassen. Es war natürlich ganz lustig nicht zu zweit, sondern mit zwanzig Schülern in der Klasse zu sein, dann auch noch Buben und Mädchen durcheinander.

Gezeichnet haben meine Cousine und ich schon auf Kusthof, wenn schlechtes Wetter und auch sonst nichts zu spielen war. Die eine half der anderen. Meine Cousine hatte später ein Jahr Unterricht in einer Malschule, ich nahm Fernunterricht. Mein Bruder Ghert zeichnete, da ihn die Architektur begeisterte, Kirchen, Paläste und klebte aus Pappe geschickt ein Modell der Johanniskirche zusammen, das ihm gut gelang. Er schenkte es

später unserer Großmutter. Mein Mann Nicki interessierte sich für die Gotik, Bauweise und Statik der gotischen Kirchen, aber ein guter Zeichner war er nie.

In Dorpat fanden wir nach dem Umzug ein schönes Haus mit großem Garten. Als wir im Winter 1917 auf 1918 von hier aus in die Schule gingen, bekamen wir morgens unseren Schulweg vorgeschrieben: „Kinder, heute geht ihr nicht über den Domberg, da gibt es Schießereien, ihr müßt unten durch die Stadt gehen!“ Ein anderes Mal hieß es: „Ihr dürft nicht durch die Stadt gehen, dort befinden sich russische oder bolschewistische Soldaten, auf dem Domberg ist es ruhiger.“ So wurde uns jeden Morgen gesagt, welchen Weg wir zu gehen hatten. Aber es gab auch Tage, an denen wir gar nicht zur Schule gehen durften. Es war eine unheimliche Zeit, wenn man heute da und morgen dort nicht gehen durfte. Außerdem wußte ja niemand, wann diese unruhigen Zeiten vorbei sein würden. Manche Nacht wachte ich durch die läutenden Feuerglocken auf. Jetzt hatten die Bolschewisten wieder Feuer gelegt. Wo brennt es nun? Die Erwachsenen liefen aufgeregt durch das Haus und befragten das Dienstpersonal, ob sie wüßten, wo es brennt?

Dann kam die Nacht im Januar 1918. Die russischen Revolutionssoldaten durchstöberten alle Häuser und Wohnungen und verschleppten fast alle deutschen Männer, die sie verhaften konnten. Mein Onkel hat sie mit Geld bestochen, so daß er bei uns bleiben konnte. Meinen Vater haben sie nicht mit sich genommen, weil er Arzt war, aber sonst alle Verwandten. Sie wurden in einen Viehwagenzug gesteckt und nach Sibirien abtransportiert.

Anfang Februar 1918 hat Kaiser Wilhelm für die deutschen Truppen den Vormarsch angeordnet, und ganz Estland wurde vom Bolschewismus gesäubert. Endlich waren wir diesen Druck los, das war schön!

Wir liefen zu dieser Zeit Schlittschuh im Park der Vietinghoffs, die ihre Gartenwege mit Wasser begossen hatten, so daß wir uns dort in den Wintermonaten vergnügen konnten. Es fror in Estland im Winter ja immer, nicht so wie hier in Deutschland, mal Frost und mal Tauwetter. Ich erinnere mich noch an einen Tag im Februar. Ich sah über den Zaun und erblickte ein Fuhrwerk hinter dem anderen, beladen mit russischen Soldaten. Was war los? Keine Ahnung! Wir Kinder liefen weiter Schlittschuh bis uns die Hauslehrerin abholte.

Am nächsten Tag hieß es: „Die Deutschen kommen!“ Die Bolschewiken hatten also die Stadt fluchtartig verlassen. Nun waren wir in Sicherheit. So ging meine Pflegemutter mit mir ungefährdet in die Stadt, um einen Herren aufzusuchen, der vor meiner Zeit Verwalter in Kusthof gewesen war. Er war Este und viel besser über die Situation im Lande unterrichtet als die deutsche Minderheit mit ihren drei Prozent Bevölkerungsanteil. Sie hatten jetzt die besseren Verbindungen, und so erfuhren wir von ihm, daß die deutschen Truppen schon ganz in der Nähe seien. Die wenigen Herren aus unseren Reihen, die noch nach der Deportation übrig geblieben waren, ritten ihnen entgegen.

Die ersten deutschen Soldaten rückten auf Schlitten ein. Die Kinder liefen zu ihnen und wurden von den Soldaten mit in die Stadt genommen. Dann kamen die Kavalleristen

eingerritten, die uns Kinder aufs Pferd nahmen. Den Soldaten wurden Blumen überreicht, der Oberkommandierende, welchen Rang er bekleidete, weiß ich nicht mehr, erhielt einen Rosenstrauß. Das war der deutsche Einmarsch! Am nächsten Tag fand ein Dankgottesdienst in der völlig überfüllten Universitätskirche statt.

Die Erwachsenen zu Hause richteten die Zimmer für die Offiziere her. Auch wir bekamen bei uns einen Major einquartiert. Er war willkommener Gast bei uns und aß mit uns am gleichen Tisch. Mein Onkel nahm ihn auch häufiger mit nach Kusthof zur Jagd.

Als das ganze Land von deutschen Truppen besetzt worden war, mußten die Russen einsehen, daß sie keinen Widerstand mehr leisten konnten und haben um Frieden gebeten. Eine Bedingung für den Frieden war, daß alle verschleppten Männer sofort zurückgebracht werden mußten. Wenn man sich vorstellt, unter welchen unmenschlichen Umständen diese Menschen transportiert worden waren, ist es ein Wunder, daß nur wenige gestorben sind. Sie überlebten in Viehwagen eingesperrt, so eng, daß sie sich kaum hinsetzen konnten, ohne sanitäre Einrichtungen, im kalten russischen Winter wochenlang auf der Bahn nach Sibirien und zurück. Ich glaube, daß sie dort nicht einmal ausgeladen worden sind. Sie kamen so verdreckt nach Hause, daß wir Kinder sie nicht sehen und begrüßen durften. Zuerst wurden sie zu Hause ins Bad gesteckt, dann konnten sie sich der ganzen Familie und der Allgemeinheit zeigen.

Dann folgte ein glückliches Jahr 1918 mit einem herrlichen Sommer. Deutsche Truppen, die für Ordnung sorgten, wir durften wieder ungestraft deutsch sprechen. In Kusthof war ein netter älterer Offizier mit seiner „großen“ Kompanie stationiert. Uns Kinder bezeichnete er als seine „kleine“ Kompanie. Er verbrachte fast jeden Nachmittag mit uns, hat mit uns Sport getrieben und uns springen lassen. Auch seine Soldaten spielten teilweise mit, denn sie hatten dort ja nicht viel zu tun. Sie waren in einem besetzten, friedlichen Land stationiert und mußten dort bleiben. Unser Offizier hat sie beschäftigt, indem sie Strecken, Staßen und Flächen vermaßen.

Auf der Insel im sogenannten Inselteich stand ein Pavillon, rundherum war Wasser und eine hölzerne Brücke führte hinüber. Darin konnten wir spielen, wenn es regnete. Auch der Teich war sehr interessant. Besonders mein Pflegebruder Rolf Sivers war voller Wißbegier. Er fing im Wasser Gelbrandkäfer und anderes Getier. Unsere Hauslehrerin war immer zu Stelle und kümmerte sich darum, uns alles zu erklären. Wenn sie bemerkte, daß wir uns für etwas interessierten, sah sie zu, daß sie aus einem Naturkundebuch Näheres über das Tier in Erfahrung brachte, um es uns Kindern zu erklären. So machte sie uns mit den Entwicklungsstadien der Libellen von der Larve bis zum fertigen Tier vertraut und nannte die Namen der verschiedensten Libellen, die den Teich bevölkerten. Auch Blutegel haben wir gefangen, denn der Modder im Teich war knietief.

Auf der Försterwiese wurde jedes Jahr im Herbst ein Picknick veranstaltet. Die Teilnehmer gingen zu Fuß, alle benötigten Dinge wurden mit dem Fuhrwerk gebracht. In der Glut des Feuers backten wir Kartoffeln, die viel besser schmeckten als zu Hause. Es war immer herrlich.

Meine Pflegemutter besaß einen Wolfsspitz, ein fürchterlicher Raufbold. An einer Pfote war ihm von einem anderen Köter das Gelenk durchgebissen worden, die Ohren waren zerfetzt. Dieser Hund hatte eine gräßliche Angewohnheit, er schnappte nach der Schnauze der Pferde, die im Gespann oder vor der Kutsche durch die Allee auf den Hof kamen und machte sie dadurch unruhig und sehr nervös.

Unser Schultag begann morgens um sieben Uhr mit dem Frühstück, von acht bis elf oder zwölf wurden wir, anschließend die kleineren Kinder, unterrichtet. Um dreizehn Uhr fand das Mittagessen statt, danach hatten wir frei. Als Kinder gingen wir gerne in den Pferdestall und ließen die Pferde frei. Wir kannten natürlich jedes Pferd genau und wußten auf welchem Platz es stand. Der Pferdepfleger war auch ganz froh, wenn wir ihm Arbeit abnahmen. Das Wasser wurde von einem Pferd, das auf der einen Seite einer Stange in der Runde ging, heraufgepumpt. Es war alt und fast blind und merkte daher nicht, daß es nur im Kreise ging. Einem jungen, gesunden kann man das nicht zumuten.

Nachdem das deutsche Heer das Baltikum verlassen hatte, glaubten die Russen, dort wieder freien Zutritt zu haben. Aber so frei war er dann doch nicht, denn die Esten und die deutsche Bevölkerung wollten keinen Bolschewismus dulden. Sie gingen an die Front, um die Eindringlinge aufzuhalten, denn daß die kleine Anzahl unserer Soldaten das riesige russische Heer besiegen konnten war doch sehr zweifelhaft. Und trotzdem eilten sie zu den Fahnen, damit wenigstens ihre Frauen und Kinder sich retten konnten.

Wir wurden gemeinsam mit der Familie v. Berg, die wir sehr gut kannten und gleichaltrige Kinder hatten, in einen Zug verfrachtet. Sie besaßen acht Kinder, wir waren mit den Kusthofschen sechs. Wir zählten also vierzehn Kinder und die Erwachsenen; bei den Bergs die alte Großmutter, Mutter und die Tante, bei uns meine Pflegemutter, unsere Hauslehrerin und ein Onkel, der hüftkrank war und deshalb nicht mit in den Krieg ziehen konnte. Alle waren in ein Eisenbahnabteil eingepfercht. Die größeren Kinder dachten nicht daran, in dieser „Ölsardinenbüchse“ zu sitzen, sie standen lieber auf der windigen, kalten Plattform, denn es war Dezember. Es hatte sehr lange gedauert, bis der Zug abfuhr, und er benötigte für die kurze Strecke von Dorpat nach Reval fast zwölf Stunden. Es war für uns sehr lustig, in der Nacht mit der Bahn zu fahren, denn wir Kinder machten uns noch keine Sorgen um die Vergangenheit oder um die Zukunft. Wir hatten nur Spaß an der nächtlichen Zugfahrt mit den etwas älteren Bergschen Buben. Nur ein Vetter, der gerade am Blinddarm operiert worden war, eine Cousine, die von einer Typhuserkrankung genesen war und die kleinen Kinder mußten im Abteil sitzen bleiben.

In Reval waren uns fast alle Menschen fremd. Tante Kitty, die älteste Schwester meines leiblichen Vaters, hatte hier eine Wohnung. Meine Pflegemutter nahm einen Brief meines Vaters mit, denn die beiden kannten sich nicht. Gegen zwölf Uhr nachts stürmten nun alle Personen die Wohnung von Tante Kitty. Sie war noch nicht im Bett gewesen, denn sie öffnete uns völlig angezogen die Tür und machte nicht einmal ein erschrockenes Gesicht. Nicht die Spur! Sie nahm den Brief meines Vaters entgegen, blickte kurz darauf und sagte: „Ach so, ihr seid es, kommt doch herein.“ Als wenn es das Selbstverständlichste der Welt wäre. Die ganze Gesellschaft trat ein. „So“, sagte sie dann, „jetzt müssen die Kinder erst

einmal etwas zu essen bekommen.“ Unterdessen wurden uns die Schlafplätze hergerichtet, so daß wir anschließend gleich schlafen gehen konnten. Die nachbarliche Wohnung, von der die Tante einen Schlüssel besaß, stand leer. Reval war ja eine Hafenstadt, und die Nachbarn hatten schon das Weite nach Finnland oder Deutschland gesucht. So hatte sie für uns eine weitere Wohnung zur Verfügung, und jeweils zwei Kinder wurden in ein Bett gesteckt. So reichten die Betten der beiden Wohnungen und wir haben nach der langen Bahnfahrt gut geschlafen.

Den Männern, die in einen für sie hoffnungslosen Krieg gezogen waren, ist es wider Erwarten mit der Hilfe einiger dänischer und schwedischer Freiwilliger und „weißer“ Russen doch gelungen, die „roten“ Bolschewiken zu besiegen und bis an die russische Grenze, bis nach Narva und hinter den Peipussee zurückzudrängen. Das Land war im Frühjahr 1919 wieder frei.

Für meinen Vater war dies der vierte Krieg.: Burenkrieg, russisch-japanischer Krieg, 1. Weltkrieg und nun der Krieg im Baltenregiment. Er war es schon so gewohnt, daß andere Personen von ihm sagten, er sei ein Landser. Es kursierten einige kuriose Geschichten über ihn, denn er war den Gefahren des Krieges gegenüber gleichgültig geworden.

Eine gewisse Zeit wohnte er während des Baltenkrieges in einem russischen Blockhaus. In diesem hatte er das Fenster mit Sandsäcken nur so hoch verbarriadiert, daß feindliche Kugeln oberhalb seines Bettes einschlugen, wenn die Russen schossen. Trotzdem konnte er seelenruhig schlafen und hatte keine Angst, denn er vertraute darauf, daß die tiefer eintreffenden Kugeln in den Sandsäcken stecken bleiben würden. So war er eben!

Die jungen Burschen im Baltenregiment waren für den Krieg nicht ausgebildet worden, nur ganz wenige hatten im russischen Heer gedient. Die meisten waren Jäger und Reiter von Hause aus und führten nun einen Krieg auf ihre Art. Nur die Offiziere verstanden ihr Handwerk. Während die jungen Soldaten in einem Bauernhaus dichtgedrängt ihre Gewehre säuberten, löste sich ein Schuß und die Kugel schlug in den Fußboden ein. Es gab einen fürchterlichen Krach in dem engen Raum, verletzt wurde glücklicherweise niemand. Nur eine der Frauenzimmer, die dort am Herd standen und kochten, bekam vor Schreck einen Schreikrampf. Mein Vater grub seelenruhig mit einer Hand in der Hosentasche, fand Chinintabletten und stopfte sie dieser Person in den Mund. Sie vergaß sehr schnell das Schreien und alles andere, um das bittere Zeug schnellstens wieder auszuspucken.

Ein anderes Mal wurde er mit dem Auftrag vorausgeschickt, zu erkunden, ob das vor ihnen liegende Dorf noch von Russen besetzt sei oder welche Situation sie dort antreffen würden. So schlich mein Vater auf die Häuser zu, kein Mensch war zu sehen, so wagte er sich weiter vor, noch war niemand zu entdecken. Erst als er mitten im Dorf eintraf, traten mehrere ahnungslose Russen aus einem Haus auf die Straße. Er stand allein vor den Soldaten. Was sollte er tun? Mit einem lautem „Hurrah“ rannte er auf die überraschten und verblüfften Männer zu. Die Angegriffenen, die sich nicht vorstellen konnten, daß ein

einzelner das Dorf stürmen wollte und noch weitere Balten im Hinterhalt vermuteten, eilten davon. „Man darf eben nicht den Kopf verlieren, in solchen Situationen am wenigsten“, sagte er später.

Das waren einige Geschichten über meinen Vater, aber es kursierten noch sehr viele mehr.

Aber nun zurück zur Flucht und unserem Aufenthalt als Flüchtlinge in Reval. Wir hatten es bei unserer Tante Kitty mit ihren Vorräten besser als andere, die ohne Lebensmittel geflohen waren und alles hatten stehen und liegen lassen müssen. Niemand wußte ja, wie lange die Front noch halten würde. Daß die Russen zurückgedrängt und schließlich sogar besiegt wurden, hatte keiner erwartet.

Die Familie von Berg wohnte in der verlassenen Wohnung eng aufeinander, aber die Bergschen Kinder grämten sich so wenig wie wir. Von dieser Wohnung führte ein endlos langer Gang in ein benachbartes, altes Haus. Wer dort schlief, weiß ich nicht mehr. Hier hielten wir uns gerne auf und machten zu dritt, gleichaltrig und in derselben Klasse, unsere Hausaufgaben. Auf den Gütern hatten wir damals noch kein elektrisches Licht, sondern lebten mit Kerzen und Petroleumlampen. Hier aber besaßen wir diesen Komfort, und es war sehr lustig. Die Berg-Tochter Rita las uns häufig vor, Geschichte oder Geographie, und wir Kinder drehten das Licht an und aus. Das war natürlich nicht sehr vorteilhaft für das Vorwärtskommen bei den Schulaufgaben. Jedenfalls waren wir hier hinten unerreichbar für irgendeine Aufsicht, niemand hörte uns, noch fragte uns jemand, was wir treiben würden. Rita war immer eine gute Schülerin, meine Cousine lernte auch leicht, ich konnte mich weniger rühmen.

Zu dieser Zeit bekamen wir einen jungen Geschichtslehrer, der vorher noch keine Klasse unterrichtet hatte. Bei ihm mußten wir bald eine Arbeit schreiben, für die wir nach unserer Licht an-, Licht aus-Methode gelernt hatten. Natürlich gelang Rita, die vorgelesen hatte, die Prüfung leicht, meine Cousine Sivers war auch wieder gescheitert, und ich wußte so gut wie nichts, aber irgendetwas habe ich wohl geschrieben. Der junge Lehrer sammelte die Hefte ein und mein Heft lag zuoberst. Er fand meine Leistung so ausgezeichnet, daß er sie mit einer Eins benotete. Nun folgten die Arbeiten der anderen, und die waren alle noch viel besser als meine. Nun wußte er nicht, was er machen sollte. So bekamen alle eine Eins, ich war sehr zufrieden. Dies war seine erste Benotung, wie er uns später erzählt hat.

Wir gingen in Reval auf eine Ausweichschule und nicht in die allgemeine Schule. Ob das Programm nicht paßte oder die Klassen durch die vielen Flüchtlinge überfüllt waren, weiß ich nicht mehr. Der Unterricht fand in der Wohnung einer ehemaligen Hauslehrerin statt, die in der überlaufenden Stadt auch nicht gleich Arbeit gefunden hatte.

Die Situation sah so aus, daß die Schiffsfahrkarten schon gekauft waren, und wir auf einen Termin für die Abreise warteten. Im letzten Augenblick erfolgte der Rückzug der Roten und der Sieg der Weißen, so daß wir die Heimat nicht verlassen mußten. Wir Kinder grämten uns nicht weiter. Nach Finnland zu reisen wäre für uns ganz interessant

gewesen, ein Ausflug, Ferien. Wir kümmerten uns nicht, was die Zukunft bringen würde, glaubten, daß wir bald nach Hause zurückkehren würden.

Das Essen in Reval war scheußlich! Das Brot, das wir kauften, war mit soviel Sägemehl gebacken, daß es gleich auseinander fiel, als es geschnitten wurde. Ja, es war aus Roggen- und Sägemehl gemischt, aber wenn man hungrig ist, ißt man auch das. Milch gab es nur als Trockenmilch zu trinken, die nur teelöffelweise verteilt in heißem Wasser angerührt wurde. Bei Tante Kitty lebte ein junger Herr in Pension, der Klaus von Fersen hieß. Sein Vater hatte auf seinem Gut eine Milchtrockenanlage, und er schickte seinem Sohn einen Sack Lakta, wie die Trockenmilch damals genannt wurde, damit dieser in der Stadt nicht hungern mußte. Wenn die Kinder zu Hause waren und der junge Mann unterwegs, dann schlichen wir in sein Zimmer und naschten dort. Wir waren immer hungrig, denn Brot aus Sägemehl machte nicht satt. Fleisch, das auf dem Markt gekauft werden konnte, stammte von Pferden, die ihres Alters oder einer Krankheit wegen erschossen und geschlachtet worden waren. Die Stadtbevölkerung aß dieses Fleisch, was sollte sie sonst essen? Aufs Land fahren konnten sie nicht, das war zu gefährlich, denn wer fremd war wurde erschossen. Danach fragte zu jener Zeit niemand. Daher mußte gegessen werden, was es auf dem Markt gab. Das Fleisch war sehr sehnig, die Kartoffeln dazu waren erfroren und sehr süß.

Tante Kitty hatte sich im Herbst aus Groß Ruhde mit Kartoffeln eindecken können. Ab und zu kam auch ein Fuhrwerk von dort, das weitere Lebensmittel brachte. Aber sie konnte auch nicht großartig verteilen, denn sie hatte einen großen Mittagstisch, zu dem zahlreiche Menschen zum Essen kamen. Zusätzlich waren wir ja noch gekommen, und wieviel aus Groß Ruhde geschickt wurde, weiß ich nicht. Unser Schulbrot aßen wir oft ohne Aufstrich, manchmal war es mit gebratenen Kartoffeln oder ähnlichem belegt.

Ich erinnere mich nicht, wo Tante Kitty die vielen Menschen aufgegabelt hatte. Es war unter uns Balten üblich, in der Not zu jemandem zu gehen, von dem man wußte, daß er noch etwas mehr besaß, um Essen oder Unterkunft zu bitten. Tante Kitty hatte eben immer ja gesagt, so wie sie das ja auch bei uns getan hatte, als diese Menschenmassen sie überfielen, vierzehn Kinder und sechs Erwachsene. Zwanzig Personen standen nachts vor ihrer Tür und baten um Einlaß und Hilfe. Sie machte kein entsetztes Gesicht, sondern sagte: „Natürlich, kommt herein, ihr bekommt gleich etwas zu essen, dann können die Kinder schlafen.“ Wer so handelt, vor dem muß man den Hut ziehen.

Endlich, 1920, konnten wir wieder nach Dorpat fahren. Wir sehnten uns nach Kusthof, und wir sind bald dorthin gefahren. Aber das sah aus!! So unglaublich verdreckt und alle Scheiben zerschlagen. Unter dem Treppenaufgang befand sich ein schräger Raum, der als Mantelschrank genutzt wurde. Diese Garderobe hatten diese Schweine von Russen ausgeräumt und als Klo benutzt. Wir machten die Tür auf und erblickten, was aus unserem Schrank geworden war, den sie niemals gesäubert hatte. Ähnlich sah es im ganzen Haus aus. Die Russen hatten in Kusthof nicht gewohnt, sondern gehaust. Das

schöne alte Gutshaus mit seinen Parkettfußböden und großen Fenstern war nicht mehr bewohnbar. Nach der Enteignung und Aufteilung der Güter wurde das Herrenhaus als Gemeinschaftshaus hergerichtet. Rolf v. Sivers, der vielleicht einmal dieses Erbe antreten würde, war sehr froh darüber. Denn auf diese Weise wurde das Haus erhalten und gepflegt. Andere Häuser, wie Groß Ruhde, verfielen, weil sie zu groß waren.

Mein Vater erhielt zum Dank, wie jeder, der an der Front gegen die Bolschewiken gekämpft hatte, eine kleine Parzelle auf seinem enteigneten Gut Groß Ruhde zugewiesen. Das war natürlich nicht viel, zu Kusthof gehörten viertausend Hektar, zu Ruhde einst siebenhundert Hektar Hofland und sechshundertsechzig Hektar, die an Bauern verpachtet waren. Zu Layküll, das mein Vater im Jahr 1900 gekauft hatte, gehörten neunhundertvierzig Hektar Hof- und dreihundertneunzig Hektar Bauernland. Die Parzelle hat mein Vater an seinen ehemaligen Verwalter verpachtet. Außerdem erhielt er Wohnrecht in seinem Herrenhaus auf Groß Ruhde, im Gegensatz zu den Sivers, denen ein Knechtshaus auf Kusthof zugewiesen wurde. Das Gut war so groß, daß es einen eigenen Kohlenmeiler für die Schmiede besaß, eine Kalkgrube, in der Kalk gelöscht wurde, eine Wagnerei, Schreinerei, Sägerei und eine Molkerei, in der sehr guter Käse hergestellt wurde. Der Verwalter und der Förster lebten mit ihren Familien in eigenen Häusern. Unser Förster konnte nicht begreifen, daß der Staat seinem Herrn das Gut enteignet hatte. Als mein Onkel später ein Gut in der Pfalz kaufte, schickte der Förster ihm „seines Herrn Waldsaat“ aus Kusthof.

Einen Teil der Einrichtung aus Kusthof hatte der estnische Verwalter mit dem Namen Gläser vor der Zerstörungswut der Bolschewiken retten können, indem er sie mit in sein Verwalterhaus nahm. Einem Esten wollte niemand die „gestohlenen“ Möbel wegnehmen. Daß er diese nur für seinen Herren retten wollte, haben die Russen sich nicht vorstellen können. Sie glaubten, daß er endlich begriffen hätte, daß jeder sich von den ehemaligen Besitzern nehmen könnte, was er nur haben wollte. Aber es gab viele anständige Menschen unter der Bevölkerung, sie haben geholfen so gut sie konnten.

Ich bin anschließend zur weiteren Ausbildung nach Finn geschickt worden. Zu Pfingsten 1926 reiste ich auf das ehemalige Gut meines Vaters, das auch enteignet und aufgeteilt worden war. Als ich auf den Hof trat, kam mir ein Hausmädchen entgegen, sie breitete die Arme aus und rief in estnischer Sprache: „Das Fräulein kommt, das Fräulein kommt.“ Ich hatte das Gefühl, wieder nach Hause zu kommen. Endlich einmal!

Wir gingen ins Haus und ich sah auf unserem Rundgang ein aufgeschlagenes Bett, offensichtlich nicht ihres, denn sie war verheiratet und schlief woanders. Sie trat ans Bett und sagte mir mit stolzer Stimme: „Dies Bett habe ich für ihren Vater hergerichtet, irgendwann muß er ja zurückkommen, und dann wird er sich wieder wie zu Hause fühlen.“ Ich bekam natürlich ein anderes Zimmer zugewiesen, denn dieses Bett war für meinen Vater bestimmt, und niemand sonst durfte darin schlafen. Am Pfingstsonntag wurde ich zum Frühstück sehr verwöhnt. Dreierlei Brotsorten standen auf dem Tisch, dazu Butter, Quark, Honig, gebratener Schinken und gekochte Eier, alles, um die Tochter des Besitzer zu verwöhnen.

Die meisten Esten verstanden unsere Enteignung nicht und wollten sie auch nicht wahrhaben. Nur einige bolschewistisch denkende, also rotgefärbte Esten in den Städten und Russen hatten sich das ausgedacht und die Arbeiter aufgehetzt. Sie zogen plündernd, brandschatzend und mordend durchs Land, aber die große Masse der Bevölkerung war nicht dafür.

Auch jetzt, als ich mit Alexanders, Sabines und Marias Eltern in Estland war, konnte ich dies wieder erfahren. Wir gingen in Reval vom Schiff und stiegen in den wartenden Bus, mit dem unsere Reisegesellschaft in die Stadt gebracht werden sollte. Die estnische, nur äußerlich „rotgefärbte“ Reiseleiterin stieg nach uns ein, blickte uns, die wir fast alle hier geboren waren, an und sagte: „Willkommen in der Heimat.“ Sie hatte den Plan in den Händen, wo und wie sie uns führen durfte. Vieles haben wir gemeinsam besichtigt, manchmal blieb aber noch Zeit für alleinige Unternehmungen. Leider konnte ich nicht mehr so viel estnisch, daß ich mich ausführlich mit der Bevölkerung unterhalten konnte, nur noch einige Brocken, dafür war ich schon zu lange in Deutschland.

Ich war in Begleitung einer Brigitte v. Samson, wir wohnten zusammen und hatten auch die Schiffskabine gemeinsam, so daß wir uns gut angefreundet hatten. Sie besuchte auf dem Friedhof die Gräber ihrer Eltern und traf dort eine unbekannte Estin. Diese schaute sich um, ob jemand in der Nähe sei und wandte sich dann an Frau Samson. „Wir haben früher gedacht, daß wir von den Deutschen unterdrückt worden sind, aber jetzt wissen wir erst, was Unterdrückung bedeutet.“ Das sagte eine Estin zu einer Deutschen, die viele Jahre später zurückkam. Diese Aussprüche hörten wir immer wieder, wenn man unter sich war, nur dann konnte gesagt werden, was man dachte. Denn hinter jedem unvorsichtigen Wort stand die Verbannung nach Sibirien. Auch wir wurden auf der Reise nach Estland darauf hingewiesen, daß in jedem Hotelzimmer eine Abhörvorrichtung angebracht sein könnte. Wir durften in unseren Zimmern nichts sagen, was politischer Natur sein oder so ausgelegt werden konnte. Wir haben uns nur über belanglose Dinge unterhalten. Was unternehmen wir heute, oder wohin gehen wir? In Reval konnten wir gehen, wohin wir wollten, aber um die Stadt herum gab es eine Sperrzone, die nicht überschritten werden durfte. Ich bin zum Kloster St. Brigitten vor den Toren Revals gefahren, um dort zu zeichnen. Es war mir aber nicht möglich, in den dortigen Park zu gehen, weil zwischen der Ruine und dem Park die Sperrzone verlief.

Ich wollte zum Beispiel wissen, ob die Esten noch die Pferde auf der Insel Ösel züchteten, eine Rasse, die sonst nirgends zu finden war. Die Esten waren, so lange sie einen eigenen Staat besaßen, sehr stolz auf ihre eigene, heimische Rasse. Ich wollte nun wissen, ob diese Zucht bis zum heutigen Tage weitergeführt würde. Jetzt hatte ich begriffen, daß die Menschen es als Spionage angesehen haben, weil ich etwas gefragt hatte, das nicht im Reiseführer stand. Ich habe deshalb auch keine Antwort auf meine Frage erhalten, niemand wollte mir über die Pferde Auskunft geben.

So war die Situation der Esten unter der russischen Herrschaft während meines Besuches in Reval.

Von meinem Bruder Ghert

geschrieben nach der Aussiedlung 1939

Fast ein Jahrtausend ist es her, da blähten sich weiße Segel kühn auf der Ostsee. Wagemutig fuhren hier deutsche Söhne in den unbekanntem Osten. Aus Lübeck und aus Niedersachsen kamen sie und trugen weit den deutschen Namen in die fernen Länder. An steiler Küste stiegen sie an Land und bauten Burgen dort und Städte und schufen Herrschaften und Staaten. In Norwegens Kontoren arbeiteten sie, in Schwedens sieggewohnten Heeren fochten sie, in Schwedens Reichsrat saßen sie, auch an den Hof des Zaren gingen sie. Sie waren ihm Minister, Räte, Gouverneure, Führer seiner Heere, Richter, Diplomaten.

Nur ein winzig Fleckchen Erde, dort an jener fernen Ostseeküste ihre Heimat nennend, trugen sie ihre Namen dennoch mit goldenen Lettern in das Buch der Weltgeschichte. Schweden, Russen, Deutsche kannten sie und nannten voller Ehrfurcht diese Namen unter ihren großen Söhnen.

Doch Stürme kamen, Stürme gingen, ruhelos warf die Ostsee ihre Wellen an den Strand. Es kamen Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Saat und Ernte über Feld und Wiesen, Schnee und Regen über Sumpf und Wälder.

Fast ein Jahrtausend ging darüber hin. Die Burgen wurden Staub, die Mauern bröckelten und stürzten hin zu Trümmern. An ihre Stelle wuchs in weiten Parks das bunte Laub der hohen Bäume und Herrensitze erhoben sich, beherrschten nun das weite Land.

Fast ein Jahrtausend ging darüber hin in Städten, Kriegen und fremden Heeren. Dann gingen Stadt und Land in Rauch und Flammen auf und menschenleer, verwüstet und verödet war die Heimat. Unkraut wuchs auf ihren Äckern, und Städte waren ausgetilgt für immer.

Doch ungebeugt erhoben sich die Söhne dieses Landes, die einstmals fremd von deutscher Küste hergekommen waren und bauten neu aus Trümmern ihre Heimat, getreu der Losung ihrer Väter: Mag Glück, mag Leid durch unsere Tage treiben, wir halten Stand vereint, unwandelbar. Doch sturmzerfetzt wird einst die Fahne sinken, wenn übermächtig wird der Feind, die Feindesschar.

Die alte Zeit verging. Es kam die neue Zeit des Pöbels, der kleinen Kläffer, die vom Haß getrieben anbellten, was nicht ihresgleichen war. Es kam die Zeit, als jene Männer an der fernen Ostseeküste das Schiff besteigen mußten und mit Weib und Kind die Ostsee neu durchfuhren, die vor tausend Jahren fast ihre Väter einst durchfahren hatten.

Nun stehen sie auf dem Schiff und haben hinter sich das Land der Väter und vor sich Deutschland, welches Stammland des Geschlechtes war. Doch als ihr Fuß die deutschen Lande traf, aus dem die Väter gegen Osten einst gesegelt waren, wie fremd war dieses Deutschland ihnen doch geworden. Statt Herrentum im Dienen, statt Großväter umstellte sie eine Meute kleiner Kläffer, die wütend auf die Männer geiferte, die jenen Schiffen aus der Ostsee nun entstiegen. Von rücklings, so wie feige Köter, suchte dieses goldbetreßte Pack den Gast zu beißen, der heimgekehrt, die Trümmer seines großen Werkes hat im fernen Osten liegenlassen müssen.

Deutschland, deine Kinder sind wir, wir alle, die Millionen, die hier wohnen. Deutschland, ein Werk haben wir hinter uns, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen. Deutschland, wie fremd bist du uns geworden. Wir kehrten heim auf unserer Väter Scholle und fremd schaust du uns an aus deinem Angesicht.

Deutschland, wir kennen dich nicht, du bist nicht mehr unsere Heimat.